

Udo Rauchfleisch

Gleichgeschlechtliche Orientierungen und Lebensweisen

Lesben und Schwule unterliegen vielen Vorurteilen und Diskriminierungen. Oft überwinden sie aber einengende Rollenmodelle und gestalten ihre Beziehungen sehr bewusst. Als Eltern bewähren sie sich. Eine aufklärende Umschau.

● In den vergangenen Jahren ist eine zunehmende Akzeptanz gleichgeschlechtlich empfindender Menschen und ihrer Lebensformen zu verzeichnen. In vielen europäischen Ländern gibt es Gesetze für die rechtliche Absicherung der Partnerschaften von Lesben und Schwulen. Dennoch bestehen immer noch viele Zerrbilder und Vorurteile den gleichgeschlechtlichen Orientierungen und Lebensweisen gegenüber. Im Folgenden werden die Besonderheiten der Entwicklung und des Lebens gleichgeschlechtlich empfindender Menschen dargestellt.

Anders-Sein und Angst

● Ein erstes Merkmal im Leben gleichgeschlechtlich empfindender Menschen liegt in der Tatsache, dass *die Umwelt sie anders erwartet, als sie sind*. Diese Erfahrung machen die später lesbisch und schwul Empfindenden bereits in Kindheit und Jugend, indem ihre Eltern im All-

gemeinen davon ausgehen, dass ihre Kinder heterosexuell sind. Erst im Verlauf ihrer Entwicklung bemerkt das Umfeld, dass diese Kinder »anders« empfinden und sich in mancherlei Hinsicht auch »anders« verhalten, bis die Jugendlichen und jungen Erwachsenen sich schließlich im Prozess des Coming-Out¹ selbst ihrer gleichgeschlechtlichen Orientierung bewusst werden und die Umgebung darüber informieren.

Im Verlauf von Kindheit und Jugend kann es zu mehr oder weniger ausgeprägten Verletzungen der Heranwachsenden kommen, insbesondere wenn die Eltern und andere wichtige Bezugspersonen aus einem Milieu mit starker Orientierung an den traditionellen Geschlechterrollen stammen und ausgesprochen homosexualitätsfeindlich eingestellt sind (dies gilt vor allem für konservative katholische Kreise und evangelikale Gruppierungen). Eine für die weitere Entwicklung von Lesben und Schwulen verhängnisvolle Folge solcher früh im Leben gemachter Erfahrungen kann die *verinnerlichte Homophobie* sein, d.h. die Verinnerlichung negativer Bilder von gleichgeschlechtlich Empfindenden, wie sie ihnen von der Umgebung vermittelt worden sind. Sie führt zu einer negativen Entwicklung des Selbstwertgefühls, zu Schuldgefühlen und Nicht-Akzeptieren der eigenen

gleichgeschlechtlichen Orientierung bis hin zur Bekämpfung der eigenen, abgelehnten Homosexualität an anderen Menschen mit dieser Orientierung.

Hinzu kommt, dass gleichgeschlechtlich empfindende Menschen auch heute noch nur *wenige Modelle* für gleichgeschlechtliche Lebensweisen in ihrer Umgebung erleben und, wie andere zahlenmässig kleine Gruppen, der *Gefahr der Marginalisierung und Diskriminierung* ausgesetzt sind. Für die *Einstellung der Bevölkerung* gegenüber Lesben und Schwulen gilt nach wie vor der Befund von Bochow², dass ein Drittel der Bevölkerung keine Vorurteile gleichgeschlechtlich empfindenden Menschen gegenüber hat, ein weiteres Drittel ambivalent ist und ein letztes Drittel ihnen gegenüber eine eindeutig ablehnende Haltung einnimmt. Diese wird umso deutlicher, je konkreter die Fragen des Zusammenlebens gestellt werden.³ Besonders scharfe Ablehnung richtet sich dabei gegen Lesben und Schwule, wenn es um ihre *erzieherische Kompetenz* geht. Diese negative Einschätzung trifft zum einen lesbische Mütter und schwule Väter, zum anderen aber auch alle gleichgeschlechtlich Empfindenden, die professionell mit Kindern und Jugendlichen umgehen.

Die negativen Bilder von Lesben und Schwulen, wie sie mindestens bei einem Drittel der Bevölkerung zu finden sind, haben auch Auswirkungen auf den *beruflichen Bereich*. Eine Studie aus Deutschland an über 2500 Lesben und Schwulen berichtet davon, dass 81% von ihnen im beruflichen Bereich Diskriminierungen ausgesetzt sind. Diese umfassen das weite Spektrum von anzüglichen und entwertenden Bemerkungen über Nicht-Berücksichtigung bei Beförderungen bis hin zu manifester Gewalt.⁴ Eine entsprechende Studie aus der Schweiz erhob eine Diskriminierungsrate von 65%.⁵ Ausgrenzungen an der Arbeitsstelle sind weit verbreitet.

Destabilisierung und Vorturteile

- Eine weitere Besonderheit liegt darin, dass die in Partnerschaften lebenden Lesben und Schwulen häufig nicht als Paar, sondern *als Individuen angesprochen werden*. Während heterosexuelle Paare im Allgemeinen als Paar wahrgenommen und behandelt werden, ist dies bei Lesben und Schwulen wesentlich seltener und geschieht meist nur im engeren Freundeskreis. Das Angesprochen-Werden als Individuen labilisiert ihre Partnerschaft eher, während heterosexuelle Paare sich dadurch, dass die Umgebung sie auch als Paar wahrnimmt und anspricht, in ihrer Partnerschaft gestärkt fühlen.

Bei der Einstellung der Bevölkerung gegenüber Lesben und Schwulen ist zu berücksichtigen, dass gleichgeschlechtlich empfindende Menschen sich mit einer Reihe von *Vorurteilen* konfrontiert sehen, die über sie und ihre Lebensformen bestehen. Eines dieser Vorurteile ist die – durch nichts zu rechtfertigende – Annahme, gleichgeschlechtlich empfindende Menschen stellten eine *»Verführungsgefahr«* für Kinder und Jugendliche dar. Bei diesem Vorurteil findet eine verhängnisvolle, Lesben und Schwule diskriminierende Vermischung von Homosexualität und Pädosexualität (ich verwende lieber diesen, die Realität präziser benennenden Begriff als den der »Pädophilie«) statt. Bei der Pädosexualität geht es um die Überschreitung und Verletzung der Generationengrenzen. Homosexualität beinhaltet hingegen, dass die Menschen, auf die sich das erotische und sexuelle Begehren richtet, dem gleichen Geschlecht angehören. Übergriffe im Sinne der Pädosexualität finden wir bei gleich- wie bei gegengeschlechtlich empfindenden Männern, bei Heterosexuellen sogar zahlenmäßig häufiger als bei Schwulen.

Ein weiteres Vorurteil betrifft ihre *»Identität«* und ihre Rollen. Der Begriff »Identität« ist

in Anführungszeichen gesetzt, um darauf hinzuweisen, dass es hier letztlich nicht um die Frage der Identität geht, sondern um eine – Lesben und Schwule wiederum diskriminierende und ihre Persönlichkeit wie ihre Lebensformen verzerrt darstellende – Vermischung von »Identität« und »Rolle«. Die weithin verbreitete und lange Zeit auch im wissenschaftlichen Schrifttum immer wieder, in verschiedenen Formen kolportierte Fehlannahme besagt, Lesben seien »männlich«, Schwule hingegen »weiblich« identifiziert. Diese bei genauerer Betrachtung absurde An-

»Vermischung von Homosexualität und Pädosexualität«

nahme geht von der Vorstellung aus, eine erotisch-sexuelle Anziehung könne nur in einer polaren Beziehung bestehen (wobei dies ein unlogisches Argument ist, weil im Falle zweier »männlich identifizierter« Lesben und zweier »weiblich identifizierter« Schwuler die Polarität ja doch nicht besteht!⁶). Hier findet eine Verwechslung von »Identität« und »Rolle« statt, wobei hinzukommt, dass sich gleichgeschlechtliche Partnerschaften gerade dadurch auszeichnen, dass in ihnen nicht die für heterosexuelle Partnerschaften typische Aufteilung in »weibliche« und »männliche« Rollen besteht (s. u).

Ein das Selbstverständnis von gleichgeschlechtlich empfindenden Menschen unter Umständen negativ beeinflussendes Vorurteil liegt in der relativ weit verbreiteten Ansicht, ihre *Partnerschaften* zeichneten sich durch eine nur *geringe Stabilität* aus und sie neigten zu einer *promiskuen Lebensweise*. Diese negative Sicht besteht vor allem schwulen Männern gegenüber.

Tatsächlich weisen gleichgeschlechtliche Partnerschaften im Allgemeinen eine geringere Dauer auf als heterosexuelle Ehen.⁷ Dieser Befund ist jedoch kritisch zu kommentieren: Um

wirklich verlässliche Daten zu gewinnen, müssten nach den verschiedenen sozioökonomischen Merkmalen *parallelisierte Gruppen* lesbischer, schwuler und heterosexueller Menschen miteinander verglichen werden. Zudem wird mit der Dauer ein Kriterium an die gleichgeschlechtliche Partnerschaft angelegt, das bei einer Scheidungsrate von über 50 Prozent heute auch für heterosexuelle Ehen längst nicht mehr gilt. Eine Langzeitstudie aus den USA an lesbischen Paaren zeigt, dass die Trennungsrate identisch ist mit der heterosexueller Paare.⁸

Schließlich ist zu fragen, *warum* die gleichgeschlechtlichen Partnerschaften weniger stabil sind als die heterosexuellen. Dafür lassen sich verschiedene Ursachen finden, von denen hier die wichtigsten nur stichwortartig genannt werden sollen: die erst seit relativ kurzer Zeit bestehende Möglichkeit zur rechtlichen Absicherung der Partnerschaften; das Angesprochen- und Wahrgenommen-Werden als Individuen und nicht als Paar (s. o.); das Fehlen von Kindern als Bindeglied der Partnerschaft; die – z. T. verinnerlichten – negativen Bilder gleichgeschlechtlicher Beziehungen (im Sinne einer self fulfilling prophecy). Auf Unterschiede zwischen lesbischen und schwulen Partnerschaften werde ich weiter unten noch eingehen.

Selbstreflexion und Bezugsgruppen

- Prinzipiell gilt für die Auseinandersetzung mit den genannten Vorurteilen, dass Lesben und Schwule, um ein positives Bild von sich zu entwickeln und dementsprechend ihre Beziehungen zu gestalten, *gegen den Strom der Majoritätsmeinung* »schwimmen« müssen. Dies erfordert von ihnen eine kritische Reflexion ihrer Persönlichkeit und ihrer Lebensweise, bietet ih-

nen aber auch infolge der mangelnden Modelle die Chance einer ganz individuellen, kreativen Beziehungsgestaltung.

Die durch die spezifische Situation von Lesben und Schwulen in der Gesellschaft bedingte Notwendigkeit, ihre Rollen und ihre Lebensformen von Kindheit an in einem stärkeren Maße als heterosexuelle Menschen zu reflektieren, hat Edmund White den Begriff des »schwulen Philosophen« prägen lassen.⁹ Gemeint ist damit die Tatsache, dass gleichgeschlechtlich empfindende Menschen von früh an gezwungen sind, über sich selbst und ihre Beziehungen nachzudenken, was zu einer geradezu »philosophischen« Grundhaltung führe. Es ist interessant und für das Selbstwerterleben von Lesben und Schwulen wichtig, dass eine solche Sicht vom Klagen über die erlittenen Ausgrenzungen und die sozialen Ungerechtigkeiten weg führt und die spezifische Situation, in der Lesben und Schwule aufwachsen und leben, als *Chance* sieht.

Eine wichtige Funktion für die Identitätsentwicklung gleichgeschlechtlich empfindender Menschen spielen schließlich *lesbisch-schwule Bezugsgruppen*. Die in lesbisch-schwulen Kreisen oft verwendeten Begriffe »family« und »community« weisen darauf hin, dass in diesen Bezugsgruppen (beruflicher, politischer, emanzipatorischer, sportlicher und anderer Art) Solidarität und ein »Familien«-Gefühl erlebt wird, das eine Kompensation der sonst in der Gesellschaft vielfach erlebten Ausgrenzung darstellt. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Teilnahme an derartigen Gruppierungen nicht, wie es in kritischen Kommentaren oft zu hören ist, ein selbst gewähltes Ghetto darstellt, sondern – wie bei allen Menschen – das Umgehen mit »Gleichen« eine die Identität stärkende Wirkung hat. Gerade in den Anfangsphasen des Coming-Out erfüllen die lesbisch-schwulen Bezugsgruppen in dieser Hinsicht eine wichtige Funktion.

Realistische Beziehungen, Freundschaft und Seitensprünge

● Wie ausgeführt, gibt es im Leben gleichgeschlechtlich empfindender Menschen eine Reihe von Besonderheiten, die sich direkt oder indirekt auf ihre Partnerschaften auswirken. Im Folgenden sollen die spezifischen Merkmale dieser Partnerschaften dargestellt und diskutiert werden.

Es ist eine bekannte Tatsache, dass die Frauen und Männer aus gescheiterten heterosexuellen Beziehungen oft eine nächste Partnerschaft eingehen, in der sie eine ganz ähnliche PartnerInnenwahl treffen wie in der zerbrochenen Beziehung. Bei Lesben und Schwulen finden wir demgegenüber häufig ein verändertes Wahlverhalten. Sie haben aus der zerbrochenen Beziehung gelernt, sich selbst und ihre Partnerinnen resp. Partner kritischer wahrzunehmen, sich damit auseinander zu setzen, warum die frühere Beziehung gescheitert ist, und daraus Konsequenzen für die folgende Partnerschaft zu ziehen.

Dieses unterschiedliche Verhalten heterosexueller und homosexueller Frauen und Männer ist zum einen dadurch bedingt, dass Lesben und Schwulen mit einem Anteil von ca. 10% an der Allgemeinbevölkerung eine geringere Zahl

»oft weniger stark emotional aufgeladene Beziehungen«

von potenziellen Partnerinnen und Partnern zur Verfügung steht. Zum anderen gehen gleichgeschlechtlich empfindende Menschen aufgrund der Erfahrungen, die sie im Verlauf ihres Coming-Out mit verschiedenen Partnerinnen resp. Partnern machen, oft weniger stark emotional aufgeladene Beziehungen ein als Heterosexuelle. Vielfach leben sie in Wohn- und Lebensgemeinschaften, die zwar von einer emotional starken

Verbundenheit geprägt sind, aber nicht in dem Maße mit (illusionären) Erwartungen und emotionalen Ansprüchen beladen sind wie die Partnerschaften vieler Heterosexueller. Verbindliche, dauerhafte Beziehungen von Lesben und Schwulen zeichnen sich oft durch eine größere Realitätsbezogenheit im Hinblick auf die Einschätzung der Partnerinnen resp. Partner aus.

Im Zusammenhang mit dieser Art der Beziehungsgestaltung ist auf die besondere Bedeutung der *Freundschaft* hinzuweisen. Nach dem Zerschneiden der gleichgeschlechtlichen Partnerschaft herrschen im Allgemeinen zunächst zwar – wie im heterosexuellen Bereich – Gefühle der Trauer und Enttäuschung vor und, je nach der Art, wie die Beziehung beendet worden ist, sind auch mehr oder weniger tiefe Verletzungen erlebt worden. Es ist jedoch ein charakteristisches Merkmal gleichgeschlechtlicher Beziehungen, dass die ehemaligen Partnerinnen und Partner über kurz oder lang wieder einen freundschaftlichen Umgang miteinander pflegen.

Ich habe oben darauf hingewiesen, dass *Unterschiede in den Partnerschaften von Lesben und Schwulen* bestehen. Während lesbische Partnerschaften im Allgemeinen monogam geführt werden, zeichnen sich schwule Partnerschaften oft durch das Führen von Nebenbeziehungen aus. Dies sind indes keineswegs Beziehungsmuster, die wir nur bei gleichgeschlechtlich Empfindenden feststellen können. Im Grunde haben wir es mit Beziehungsmustern zu tun, wie wir sie ganz ähnlich auch bei heterosexuellen Menschen finden. Das beschriebene Verhalten ist somit nicht von der sexuellen Orientierung abhängig, sondern offensichtlich ein *geschlechtsspezifisches Sozialisationsprodukt*. Nach wie vor werden demnach lesbische wie heterosexuelle Frauen in einer Art sozialisiert, die ihnen das Führen einer monogamen Beziehung als Norm vor Augen stellt, während Männern,

unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung, eher zugestanden wird, eine größere Zahl von Beziehungen einzugehen, ja, sie ein solches Beziehungsverhalten geradezu als »Markenzeichen« ihrer Männlichkeit ansehen und zur Erhöhung ihres Status unter Männern auch entsprechend kommunizieren.

Bei diesem Beziehungsverhalten besteht allerdings ein – für die Dynamik der Partnerschaften wichtiger – Unterschied zwischen heterosexuellen und schwulen Männern: Heterosexuelle Männer halten ihre »Seitensprünge« im Allgemeinen vor ihren Partnerinnen geheim, und wenn die »Seitensprünge« bekannt werden, führt dies häufig zu massiven Krisen, wenn nicht sogar zum Zerschneiden der Partnerschaft. Ganz anders ist es in schwulen Partnerschaften, in denen die hier »Nebenbeziehungen« genannten Kontakte zu Dritten oft nicht verschwiegen, sondern dem Partner mitgeteilt werden, ohne dass daran die Partnerschaft zerbricht. Schwule Paare klären (nicht zuletzt wegen der HIV-Gefährdung) im Allgemeinen bereits zu Beginn ihrer Beziehung miteinander die Frage, wie sie mit »Nebenbeziehungen« umgehen wollen. Das Spektrum der Abmachungen reicht vom völligen Verschwiegen (dem aber beide Partner von vornherein zustimmen) bis zur offenen Kommunikation über die Kontakte zu Dritten.

Vielfältige Beziehungsmuster

- Dadurch, dass Lesben und Schwule weitgehend *ohne Modelle* für ihre Lebensweisen und Beziehungsgestaltungen aufwachsen, sehen sie sich, wie oben dargestellt, mit etlichen Schwierigkeiten konfrontiert. Sie können sich nicht, wie heterosexuelle Heranwachsende, an den ihnen von ihren Eltern und der Umgebung

vorgelebten Modellen der heterosexuellen Ehe orientieren und ihre Partnerschaften dementsprechend gestalten, sondern müssen sie gleichsam selbst »neu erfinden«. Dies bringt einerseits Belastungen mit sich und erfordert besondere soziale Kompetenzen. Andererseits bieten sich gleichgeschlechtlichen Paaren dadurch aber auch Möglichkeiten, die heterosexuelle Paare in dieser Art nicht haben bzw. sich nicht zu nehmen wagen, weil sie sich in viel engere Verhaltensnormen eingezwängt fühlen.

In Anbetracht des Fehlens von verbindlichen Modellen ist das *Spektrum* der gleichgeschlechtlichen Beziehungsmuster ungleich *vielfältiger* als das heterosexueller Paare. Auf der einen Seite gibt es lesbische und schwule Partnerschaften, die *auf Lebenszeit* geschlossen werden und für beide Partnerinnen resp. Partner hohe Verbindlichkeit besitzen. Mitunter entsteht bei diesen Paaren der Eindruck, ihre Beziehung »funktioniere« sogar besser als viele heterosexuelle Ehen. Dies hängt vor allem damit zusammen, dass Lesben und Schwule sich in unserer von heterosexuellen Strukturen und Prinzipien bestimmten Gesellschaft, wie ausgeführt, nach wie vor in einer Außenseiterposition befinden und ihre Partnerschaften viel bewusster gestalten (müssen), als heterosexuelle Paare dies in der Regel tun. Außerdem stehen sie zum

»viel bewusster gestaltete Partnerschaften«

Teil unter einem gewissen »Erfolgsdruck« sowohl von Seiten der heterosexuellen Umgebung, die von ihnen erwartet, dass, wenn schon eine nicht der »Norm« entsprechende Partnerschaft gepflegt wird, diese wenigstens gut »funktioniere«, als auch von Seiten der lesbisch-schwulen Bezugsgruppe, die stolz ist, »Vorzeigepaare« präsentieren zu können, um damit dem negativen

Klischeebild der bindungsunfähigen Homosexuellen den Boden entziehen zu können.

Die meisten gleichgeschlechtlichen Paare gestalten in der Gegenwart ihre Partnerschaften in ganz individueller Art und tragen damit den Bedürfnissen der beiden daran Beteiligten Rechnung. Dies betrifft beispielsweise die *Regulierung von Nähe und Distanz*, die bei lesbischen und schwulen Paaren im Allgemeinen viel individueller gehandhabt wird, indem etwa die Partnerinnen resp. Partner nicht permanent in der gleichen Wohnung leben oder im Falle der gemeinsamen Wohnung sich im ganz konkreten Sinne eigene Räume schaffen, die ihnen die für sie nötigen Expansionsmöglichkeiten und Freiheiten lassen. Neben solchen Partnerschaften im engeren Sinne finden sich kürzere Zeit dauernde, eher lockere Verbindungen, ein Zusammenleben in Wohngemeinschaften und andere, individuell gestaltete Beziehungsformen, wie es sie im heterosexuellen Bereich weniger gibt.

Erhebliche Unterschiede bestehen zwischen gleich- und gegengeschlechtlichen Partnerschaften auch im Hinblick auf die *Rollenverteilung*. Untersuchungen¹⁰ zeigen, dass in lesbischen und schwulen Partnerschaften, im Gegensatz zu vielen heterosexuellen Ehen, eine weitgehend *egalitäre* Rollendefinition und -verteilung vorgenommen wird, und dies auch, wenn Kinder in der Partnerschaft leben, und dass eine größere Zufriedenheit in den gleichgeschlechtlichen Partnerschaften besteht.¹¹

Wie diese Ausführungen zeigen, fehlt es Lesben und Schwulen zwar weitgehend an Modellen für ihre Partnerschaften. Diese Tatsache stellt für sie aber nicht nur eine Belastung dar, sondern sie sind dadurch auch freier, ihre Beziehungen so zu gestalten, wie es den beiden daran Beteiligten entspricht. Sie orientieren sich nicht an den herkömmlichen Geschlechterrollen mit den in heterosexuellen Ehen oft daran gebunde-

nen, dort ungleich verteilten Rechten und Pflichten, sondern definieren ihre Rollen selbst in individueller Weise. Dadurch können Lesben und Schwule geradezu zu Wegbereitern und Erprobern von Lebensformen werden, die auch für heterosexuelle Frauen und Männer neue Räume eröffnen und sie dadurch in der Suche nach neuen, kreativen Beziehungsmodellen unterstützen.

Die Situation von Kindern

● Wie ausgeführt, richtet sich die schärfste Kritik an gleichgeschlechtlichen Paaren gegen ihre erzieherische Kompetenz. Die landläufige Meinung besagt, Kinder bedürften zu ihrer geistlichen Entwicklung einer Mutter und eines Vaters. Das Aufwachsen mit zwei Frauen oder zwei Männern führe zu Störungen im psychischen und sozialen Bereich (eine ähnliche Kritik richtet sich übrigens auch gegen Einelternfamilien). Eine solche Sicht geht von der Überlegung aus, nur die so genannte »vollständige« Familie, bestehend aus Mutter, Vater und Kind, stelle einen die Entwicklung fördernden Rahmen dar. Die Bezeichnung »vollständig« zeigt an, dass hier ein Referenzmodell zugrunde gelegt wird, das als allgemeinverbindlich definiert wird, und alle davon abweichenden Formen des Zusammenlebens von Erwachsenen und Kindern als defizitär betrachtet werden.

Es war für Lesben und Schwule ein wichtiger Schritt, als sie ihrer Form des Zusammenlebens mit ihren Kindern einen eigenen Namen, nämlich »*Regenbogenfamilien*«, gegeben haben.¹² Damit signalisieren sie, dass es eine *eigenständige*, der traditionellen heterosexuellen Familie *gleichwertige Familienform* ist. Sie befinden sich nicht mehr in der defensiven Rolle, aus der heraus sie für die Anerkennung ihrer Lebensform werben, sondern nehmen eine *selbst-*

bewusste Haltung ein, die ihr Selbstwertgefühl stärkt und ihnen dadurch Kraft für ihre Erziehungsaufgaben verleiht. Zahlenmäßig stellen Regenbogenfamilien keineswegs eine kleine Zahl dar. Wir können davon ausgehen, dass in Deutschland ein bis zwei Millionen lesbische und schwule Eltern mit ca. zwei bis drei Millionen Kindern leben.

Die nach wie vor weit verbreitete Ablehnung von Regenbogenfamilien ist insofern erstaunlich, als *Langzeituntersuchungen* an Kindern, die in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften aufgewachsen sind, übereinstimmend zeigen, dass diese Kinder sich in ihrer intellektuellen, emotionalen und sozialen Entwicklung *nicht* von Kindern *unterscheiden*, die bei heterosexuellen Eltern aufgewachsen sind.¹⁴ Im Hinblick auf alle untersuchten Kriterien (sexuelle Orientierung, Geschlechtsrollen-Verhalten, psychische Gesundheit, soziale Integration und Kompetenz, Selbstkonzept usw.) gleichen die Kinder aus Regenbogenfamilien denen aus heterosexuellen Familien. Im Hinblick auf Toleranz

»Regenbogenfamilie«

und Einfühlungsfähigkeit gegenüber anderen Menschen weisen sie oft sogar größere Kompetenzen auf und sind in späteren Partnerschaften eher zum Aufbau egalitärer Beziehungen fähig. Diese Befunde sind insofern plausibel, als das ihnen in der Regenbogenfamilie vorgelebte Modell nicht, wie vielfach in heterosexuellen Ehen, von hierarchischen, patriarchalischen Strukturen ausgeht, sondern sich an der Gleichberechtigung und Gleichbefähigung der beiden Partnerinnen resp. Partner orientiert.

Die vorliegenden Forschungsergebnisse weisen schließlich darauf hin, dass die Entwicklung der in Regenbogenfamilien aufwachsenden Kinder um so besser verläuft, je mehr die Partnerin-

nen und Partner ihre Homosexualität akzeptieren, je offener sie sie leben und je mehr ihre sexuelle Orientierung von wichtigen Bezugspersonen der Kinder akzeptiert wird. So ist es wichtig, dass die Eltern ihre gleichgeschlechtliche Orientierung offen gegenüber der Schule kommunizieren. Die Erfahrung zeigt, dass es dadurch keineswegs, wie mitunter befürchtet, zu

»Situation bewusst gestalten«

einer Diskriminierung der Kinder kommt, sondern dass diese Kinder im Allgemeinen sozial gut integriert und vom Umfeld akzeptiert sind. Dies ist nicht verwunderlich, sind sich die Eltern in Regenbogenfamilien doch ihrer besonderen Situation bewusst und gestalten dementsprechend ihre sozialen Beziehungen und die ihrer Kinder

viel reflektierter als viele Eltern in traditionellen heterosexuellen Familien.

Zusammenfassung

● Gleichgeschlechtliche Partnerschaften zeichnen sich durch eine spezifische Struktur und Dynamik aus, die durch die soziale Situation, in der Lesben und Schwule in unserer heterosexuell orientierten Gesellschaft aufwachsen und leben, bedingt sind. Das Fehlen von Modellen wirkt sich nicht nur belastend aus, sondern birgt in sich auch die Chance zu ganz individuellen Gestaltungen. Im Gegensatz zur Ansicht homosexualitätsfeindlicher Kreise entwickeln sich Kinder in »Regenbogenfamilien« ebenso gut wie Kinder in heterosexuellen Partnerschaften.

¹ Vgl. V. C. Cass, *Homosexual identity formation: A theoretical model*, J. Homosex. 1979, 219; E. Coleman, *Developmental stages of the coming out process*, J. Homosex. 1982, 31.

² Vgl. M. Bochow, *AIDS: Wie leben schwule Männer heute?* Bericht über die Befragung im Auftrag der Deutschen AIDS-Hilfe, AIDS-Forum D.a.H, Bd. 2, Berlin 1988; M. Steffens, *Attitudes towards Lesbians, Gay Men, Bisexual Women, and Bisexual Men in Germany*, J. Sex Research (im Druck 2004).

³ Vgl. B. Calmbach/ U. Rauchfleisch, *Lesbenfeindliche Einstellungen in sozialen Berufen, Wege zum Menschen* 1999, 39.

⁴ Vgl. C. Knoll/M. Edinger/ G. Reisbeck, *Grenzgänge. Schwule und Lesben in der Arbeitswelt*, München 1997.

⁵ Vgl. A. Schneeberger/

U. Rauchfleisch/R. Bategay, *Psychosomatische Folgen und Begleitphänomene der Diskriminierung am Arbeitsplatz bei Menschen mit homosexueller Orientierung*, Schweiz. Arch. Neurol. Psychiat. 2002, 137.

⁶ Vgl. U. Rauchfleisch, *Schwule. Lesben. Bisexuelle. Lebensweisen, Vorurteile, Einsichten*. Göttingen ³2001; sowie U. Rauchfleisch/J. Frossard/G. Waser/K. Wiesendanger/ W. Roth, *Gleich und doch anders. Psychotherapie und Beratung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und ihren Angehörigen*, Stuttgart 2002.

⁷ Vgl. Rauchfleisch, *Schwule*, Anm. 6.

⁸ Vgl. N. Gartrell/A. Banks/ N. Reed/J. Hamilton/C. Rodas/A. Deck, *The National Lesbian Family Study III*. Amer. J. Orthopsychiat. 70 (2000), 542. Vgl. auch die

vom selben Team durchgeführten Studien 1996, 1999 und 2005 sowie Dies., *The USA National Lesbian Family Study*. *Feminism & Psychology* 16 (2006), 175.

⁹ Vgl. E. White, *Die brennende Bibliothek*. München 1996, 33.

¹⁰ Vgl. W. Berger/G. Reisbeck/P. Schwer, *Lesben – Schwule – Kinder. Eine Analyse zum Forschungsstand*. München, Inst. Psychol., München 2000; D.K. Flaks/I. Ficher/F. Masterpasqua/G. Joseph, *Lesbians choosing motherhood: a comparative study of lesbian and heterosexual parents and their children*, Dev. Psychol. 1995, 105; L.A. Kurdek, *The allocation of household labor in gay, lesbian, and heterosexual married couples*, J. Soc. Issues 1993, 127.

¹¹ Vgl. S. Krüger-Lebus/ U. Rauchfleisch, *Zufrieden-*

heit von Frauen in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften mit und ohne Kinder, System Familie 1999, 74.

¹² Vgl. U. Rauchfleisch, *Alternative Familienformen. Eineltern, gleichgeschlechtliche Paare, Hausmänner*, Göttingen 1997.

¹³ Vgl. E. Jansen, *Dokumentation der bundesweiten Fachtagung LSVD. Regenbogenfamilien – familiäre und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Köln 2003.

¹⁴ Vgl. Rauchfleisch, Anm. 12; vgl. Jansen, Anm. 13; die erst zum Teil ausgewertete Studie von L. Green, *Unconventional Conceptions: Family Planning in Lesbian-Headed Families Created by Donor Insemination*, Dissertation Phil.-Hist. Fakultät, Universität Basel 2006, und die seit 1996 in den USA laufende »National Lesbian Family Study«, Anm. 8.